

## Im laulitzer Weberdorf

Daß die Oberlausitz das Gebiet der weltbekannten sächsischen Webindustrie ist — an dieser Tatsache kann wohl niemand vorübergehen. Man denkt an die ansehnlichen Fabriken in den Industriedörfern um Bautzen und Zittau, man denkt an die Tuchmacherei zu Kamenz, die Bandweberei in Großröhrsdorf—Pulsnitz. Und man verbindet damit Maschinengeräusch, rauchende Schornsteine, Arbeiterkolonnen, die morgens in die Fabrikpforten strömen. Aber hinterm Webstuhl hocken, der statt durch elektrische Kraft noch wie vor vielen hundert Jahren einzig durch die Gelenkigkeit der Hände und Füße bedient wird — das ist doch wohl nur ein schönes Bild für das Döskar-Ceyffert-Museum, das gibt es doch wohl nicht mehr.

Nur mit Stammen läßt man sich davon überzeugen, daß die Oberlausitz nicht nur das Land einer weltberühmten Industrie, sondern auch das Land einer erstaunlich treuen Anhänglichkeit am Altgebrachten ist, wenn da zugleich mit einem Brief von Freunden aus der Sommerfrische ein Fleckchen glatter, glänzender, grauweißer Leinwand aus dem Umschlag herausfällt, mit der Bemerkung dazu: „Eine Probe von den Handtüchern, die ich mir hier im Dorf von einem Handweber für die Ausstattung weben lasse. Ich darf dabei zusehen. Es ist wundervoll, besonders an Regentagen.“

Man wendet das Fleckchen Leinwand hin und her, Lieder fallen einem ein von der „sauberen Kunst der Leinweber“, der Takt uralter Webertänze klopft im Ohr, wie hieß doch der Text dazu —: Webe Leinen — webe Leinen —. Man weiß es nicht mehr so ganz genau, aber man greift nach Karte und Kursbuch, ganz selbstverständlich, und fährt los. Es ist ein schneeflecker Regentag. Der Wind peitscht graue Wasserstrahlen gegen die Scheiben, und die Leute, die einsteigen, haben triefende Schirme, tropfende Mäntel. Die Lausitzer Berge sind sanft verhängt von feinen Silberschleiern. Wie hinter ein Milchglasfenster gestellt sehen sie aus. Und dann ist man da und stellt sich Wind und Wetter.

Eine nasse Straße führt steil bergan. An den Chauffeebäumen röten sich die Ebereschen, Margueriten stehen in den Wiesen, ein Stück Bauernwald versperrt den Blick ins Tal. Über eine saftgrüne Hochebene breitet sich das Dorf. Weifa heißt es, und aus der Webertechnik entlehnt klingt sein Name. Und es ist ein richtiges Oberlausitzer Weberdorf. Haus an Haus zeigt sich in der einzig schönen Oberlausitzer Bauform mit dem lübnbogigen „Umgebände“ rund um die Wohnstube, das auf Holzsäulen Obergeschoß und Dach herausrückt und trägt. Es gibt verschiedene Erklärungen für diese Bauweise. Die einen sagen, es sei wegen der kalten Lausitzer Winter. Man stopfe in den Gismonaten die Zwischenräume mit Stroh aus und sitze dann wärmer als hinter Stein, die anderen führen es auf Sparsamkeitsrücksichten zurück und die dritten schließlich ziehen die Weberei als Grund heran. Der Webstuhl, behaupten sie, erschüttert auf die Dauer die leichten Bauernhäuser so sehr, daß die Wände rissig werden. Und darum baute man die Webstube vollkommen für sich und setzte das übrige Haus auf Säulen darüber. Wahrscheinlich haben alle drei Gründe irgendwie hineingespielt. Festzustellen ist es nicht, und daß trotz allem und vor allem dabei ein erstaunlicher Sinn für Formenschönheit am Werke gewesen ist, erscheint wesentlicher als alle Nützlichkeitsbegründungen. Überall in diesem Dorfe spricht Schönheit. Sie spricht aus dem frohen bunten Anstrich von Balken und Mauer, aus der geschlossenen Form des blaugeschieferten Obergeschoßes, aus den Blumen,

die weiß und rot in Töpfen vor den Fenstern wuchern und im Hausgärtchen prangen, und aus den grünrankenden Nebensböcken, die weiche Bogen über die Hauswand schlagen. Es muß einmal ein wohlhabendes Dorf gewesen sein, damals vor vier Jahrhunderten, als Nürnberger Kaufleute bis herauf nach Sachsen kamen, um Oberlausitzer Webwaren zu kaufen, als in jedem Hause des Winters, wenn die Felder kahl waren, im Takt die Webstühle klapperten und der Bauer mit dem Handwagen in zwei Tagen bis nach Leipzig zur Messe marschierte.

Was von alters her geübt wurde, das ist auch so geblieben. Noch heute setzt sich der Bauer an Regentagen und im Winter hinter den Webstuhl in der großen Stube mit dem Kachelofen. Und arbeitet er nicht zum Verkauf, dann tut er es für den Hausbedarf. Man sieht es den größten Bauernhäusern noch heute an, daß ihre Herren nicht nur Bauern, sondern auch „Unternehmer“ waren, Unternehmer im Kleinen, die die Häusler des Dorfes das Garn verweben ließen, das sie ihnen gaben. „Verlagsystem“, so nennt man das wohl mit einem volkswirtschaftlichen Ausdruck. Es ist überall dasselbe, ob man nun in Weifa oder Ebersbach, in Hintergersdorf oder in Waltersdorf in eine Weberstube tritt. Überall die gleiche peinliche Sauberkeit, die sich schon dem äußeren Bilde ausprägt, überall die niedrige Stubendecke mit den massigen Holzbalken, die kleinen Fensterchen und der riesengroß anmutende Webstuhl, der den schönsten Platz des Hauses einnimmt.

Wir müssen ein wenig durch die nassen Wiesen stapfen, wenn wir Vater Piegsch besuchen wollen. Vater Piegsch bewohnt ein liebes, kleines grüngestrichenes Häuschen hinter dem Dorfplatz. Schon von weitem hört man das taktmäßige Stampfen seiner Holzmaschinerie.

Sie sitzen zu zweit über der Weberei, Vater und Mutter, und das Zimmer scheint aus weiter nichts zu bestehen, als aus den beiden Stühlen, die den Lebenserwerb der Familie darstellen. Der blitzblank geschleuerte Tisch, der Schrank mit den wie Zinnsoldaten aneinandergereihten Tellern, die wunderbare alte Bauernuhr an der Wand, das alles verschwindet, wird unwesentlich. Vater sitzt hinter dem großen breiten Stuhl. Weiter bemerkt man zunächst gar nichts. Nur vielleicht noch das: Einsam und verlassen, lange haltend, weil sehr geschont, stehen die Pantoffeln in der Stube. Ein richtiger Weber zieht die Schuhe aus, ehe er an die Arbeit geht. Mit den gelenkigen bloßen oder bestrempften Füßen bedient er die Trittschmel, das hölzerne Räderwerk und entwirrt die Schnuren, die der Reichweite seines Armes entzogen sind.

Vater webt. Klapp, klapp, machen die Tritte, ritsch—ratsch, saust der Schütze durch die Fäden, wie ein Hampelmann folgsam dem Zug der vielfach geknoteten Strippe gehorchend. Drei Zentimeter, vier Zentimeter — die Zeit läuft auf hölzernen klappernden Schritten, das schöne, kräftige Bettuch wächst. Zwei Stunden lang braucht man für einen Meter, oder auch länger, wie es gerade „geht“, das ist verschieden an den einzelnen Tagen. Und dafür zahlt der Fabrikant zwanzig Pfennige unten in „Gniewale“.

Wie lange Vater Piegsch schon webt? Er lacht. Bereits als zehnjähriger Junge hat er hinter dem Webstuhl gefesselt. Schenertücher waren seine erste Arbeit. Aber damals ging es noch nicht so einfach, denn da hatte man noch keinen „Schnellschützen“ am Stuhl. Immer mit der Hand warf man die Garnspule durch. Einmal von rechts, einmal von links. Das ging natürlich langsamer als heutzutage. Und jetzt? Ja, jetzt ist das 50 jährige Berufsjubiläum lange vorbei. Das heißt, von Jubiläum ist nicht die Rede, gefeiert hat man das nicht. Man hat gewebt wie alle Tage, schönen, weißen Bettuchstoff — ohne jede Appretur bitte, darauf ist Vater Piegsch beson-